



Schülerzeitung



des Gymnasiums Ibbenbüren

5. Jahrgang

Juni 1957

Nummer 3

Fairneß im demokratischen Wahlkampf

In vielen Lichtspieltheatern läuft zurzeit der Film „Panzerschiff Graf Spee“. Im Mittelpunkt dieses Filmes, der das Schicksal der „Graf Spee“ schildert, steht ein Mann, dessen Haltung dem Film einen zweiten, wenn auch nicht besonders im Vorspann erwähnten Titel gab, der den Inhalt vielleicht besser kennzeichnet: „Das Hohelied der Tapferkeit und Fairneß“, und der Mann ist der Kommandant des Schiffes Kapitän z. S. Hans Langsdorff.

Kapitän Langsdorff wurde nicht nur durch seine außerordentliche Tapferkeit und seine verwegenen Angriffe auf englische Schiffe berühmt, sondern vor allem durch seine tadellose und korrekte Haltung gegenüber gefangenen englischen Offizieren, die er an Bord seines Schiffes hatte. Er sah in ihnen nicht die persönlichen Feinde; für ihn waren es Menschen, Soldaten, die genau wie er für ihr Vaterland kämpften. Deshalb achtete er sie und schloß sogar mit einem der Offiziere Freundschaft. Dieser Engländer verhielt sich ebenso „gentlemanlike“, indem er dem Kapitän auf dessen Beerdigung das letzte Geleit gab. Dies mag sich vielleicht ziemlich selbstverständlich anhören, bedenkt man aber, daß England und Deutschland miteinander im Krieg lagen, daß Langsdorff das Schiff des englischen Kapitäns einige Wochen zuvor versenkt hatte, und schließlich, daß der Deutsche durch die Intrigen der englischen Diplomatie umgekommen war, so erkennt man doch, welche Portion Heldenmut dazu gehörte, an diesem Begräbnis teilzunehmen, noch auf die Gefahr hin, von den eigenen Landsleuten angegriffen zu werden.

Diese Begebenheit spielte sich 1939 in der argentinischen Hauptstadt Buenos Aires ab.

Heute schreiben wir 1957. Wieder sind wir Zeugen eines Kampfes, der leider nicht so fair geführt wird, wie die Schlacht am La Plata, sondern mit per-

sönlichen Beleidigungen und Verleumdungen des Gegners. Ich meine den Bundestagswahlkampf in Westdeutschland. Ich verstehe, daß die Parteien den Wahlkampf „mit aller Schärfe“ führen und daß es im Eifer des Gefechtes passieren kann, daß ein Parteiredner mit einem unbedachten Wort entgleist, aber man sollte erwarten, daß er dies zurücknimmt, wenn ihm zu Bewußtsein kommt, daß er einen anderen damit persönlich beleidigt hat. Manche Methoden, mit denen bei uns in der letzten Zeit der Wahlkampf geführt wird, scheinen mir nicht nur geschmack- und niveaulos, sondern geradezu häßlich und entwürdigend.

Kann man es billigen, wenn der SPD-Bundestagsabgeordnete Herbert Wehner, der früher nachweislich im Dienst der sowjetischen Spionage stand, die Handlungen des Innenministers Schröder mit den brutalen Methoden des ehemaligen polnischen Anklägers Wyszinsky vergleicht, oder wenn der Wahlkampfleiter der FDP Döring behauptet, daß zwischen dem Bundeskanzler und den Sowjets eine „Interessengemeinschaft zur Erhaltung des Status quo“ bestehe? Ich möchte hier keineswegs Wahlpropaganda für die CDU treiben, aber eine solche Behauptung halte ich für vollkommen unwahr. Eine deutsche Partei, die Interesse daran hat, die unheilvolle und für ganz Europa gefährliche Trennung Deutschlands aufrechtzuerhalten, hat keine Daseinsberechtigung und müßte ebenso verboten werden, wie die KPD oder die DRP. Gleichwohl anmaßend finde ich es, wenn Herr Döring sagt, daß sich die „Propagandisten der Regierungskoalition endlich einmal freimachen müßten von dem unzutreffenden Glauben des Herrn Goebbels, daß das deutsche Volk niemals die Wahrheit ertragen kann.“

Als ich diese Zitate las, dachte ich an einen anderen Vorwurf, den man dem deutschen Volk manchmal macht, daß



„Wat meinst, Konrad, wer se woll gewinnt?“

Zeichnung: Mecki Lohoge

es nämlich für die Demokratie noch nicht reif sei. Sollte das wirklich wahr sein? Was für ein schrecklicher Gedanke . . . ! Die Parteien sollten aber wenn sie sich gegenseitig für undemokratisch halten — was von der CDU angenommen werden müßte, sollte die Äußerung Dörings der Wahrheit ent-

Mitteilungen

AUS
DER



1. Am letzten Tag vor den Osterferien verabschiedete sich in einer kleinen Feierstunde Herr Oberschulrat Bruchmann von uns. Die Feier, wie immer gut vom Schulchor eingerahmt, stimmte alle, die den Herrn Oberschulrat kennen, traurig, denn mit seinem Ausscheiden aus dem Amt verliert das Gymnasium den Mann, dessen Verdienst es ist, daß die ehemalige Realschule zur Vollenanstalt gemacht wurde, und der auch mithalf beim Bau des neuen Gymnasiums. Diese Trauer, aber natürlich auch der Dank kamen vor allen Dingen in den Reden des Herrn Amtsbürgermeisters Look, der als Vertreter des Patronats sprach, und des Herrn Direktors zum Ausdruck. Die Schülerschaft sprach ihren Dank dadurch aus, daß eine Schülerin einen Strauß Nelken überreichte, deren Zahl mit seinem Alter übereinstimmte. Herr Oberschulrat Bruchmann gab uns in seiner Abschiedsrede den Rat, das „Penälertum abzulegen und verantwortungsbewußte Schüler zu werden. Er will nach seiner Pensionierung nicht seine Freizeit „auf Parkbänken zubringen“, sondern seine Lieblingsbeschäftigung weiterführen und Geschichtsstudien treiben.

2. Im neuen Schuljahr 1957/58 besuchen 561 Schüler das Gymnasium, von ihnen sind 199 = 35,5 Prozent Mädchen. Aus dem Amtsbezirk kommen 350 Schüler, aus Orten außerhalb des Amtes 211 = 37,6 Prozent.

Wie schon im vorigen Schuljahr sind alle Klassen doppelt, so daß wir zurzeit 18 Klassen haben. An der Schule sind 26 hauptamtliche Lehrkräfte tätig.

3. Der seit vorigem Jahr im Bau befindliche Südflügel des Neubaus wurde bis zum Beginn des neuen Schuljahres so weit fertiggestellt, daß die darin vorgesehenen drei Klassenräume bezogen werden konnten. Endgültig soll der Südflügel bis zum Schulbeginn nach den Sommerferien fertig sein; bis dahin sollen auch die technischen Räume (Physiksaal, Chemieraum, Biologieraum) ihre endgültige Gestalt erhalten.

4. Mit 10 DM wurde der Aufsatz „Arm“ von A. Rochel, Realschule, der im vorigen „Wecker“ abgedruckt war, prämiert.

Zu unserem größten Bedauern sehen wir uns gezwungen, die Prämie von 10 DM auf 5 DM zu reduzieren. Zu dieser Maßnahme sind wir genötigt, weil die Kasse des „Weckers“ durch unvorhergesehene Umstände augenblicklich gähnend leer ist. Wir hoffen aber, daß euer Schreibeifer dadurch nicht kleiner wird.

5. Die Realschule ist seit Ostern nicht mehr Abonnent des „Weckers“.

6. Auf der letzten Landestagung der „JUNGEN PRESSE“, NRW., die in den Osterferien in Hagen stattfand, wurde die Schriftleiterin des Weckers“, Gisela Dominik, in den Landesvorstand der

Protokoll der Klassensprecherversammlung

1. Für die Pausenordnung werden in jedem Geschoß zwei Schüler eingesetzt, die die Aufsicht führen. Die Aufsicht für das Obergeschoß übernimmt die UI, für das Mittelgeschoß die OII und für das Untergeschoß die UII. Auf dem Schulhof sollen drei Schüler für Ordnung sorgen.

2. Auch in diesem Jahr sollen für die Sexten und Quinten Paten bestimmt werden, die z. B. beim Päckchenpacken helfen oder Spiele einüben können. Dafür kommt besonders die UIb in Frage. Meldet Euch bitte bei Eurer Klassensprecherin, wenn Ihr gerne eine Patenschaft übernehmen möchtet.

3. Der Termin für unser Sommerfest steht noch nicht ganz fest, es soll aber noch vor den großen Ferien stattfinden. Ein Ausschuß hat beraten, daß 75 % der Einnahme für die SMV ab-

gegeben werden und 25 % jede Klasse für sich behält. Außerdem soll die Klasse, die das beste Stück aufgeführt hat, mit 25 DM belohnt werden. Im Augenblick ist der Kassenbestand der SMV sehr klein, so daß Atlanten oder Bücher für bedürftige Schüler nicht finanziert werden können. Von den 75 %, die von jeder Klasse abgegeben werden, sollen vor allem die Klassen, die auf Fahrt gehen, unterstützt werden, bzw. die bedürftigen Schüler. Um das richtig regeln zu können, soll jede Klasse, die auf Fahrt geht, einen Antrag stellen und darin angeben, wieviel Geld sie braucht. — Ein Ausschuß, der die Vorschläge der einzelnen Klassen für das Sommerfest ordnet, besteht aus Herrn Dr. Rausch, Herrn Stud.-Ass. Bergmann, Hachmann, Westmattmann, Eiter, Hartmann, Farwig.

„J. P.“, NRW., gewählt. Sie hält die Verbindung zu den Mitgliedszeitungen aufrecht. Die Redaktion freut sich über den schönen Erfolg Giselas, der nicht zuletzt auch ein Erfolg des „Weckers“ ist. Wir beglückwünschen Gisela und wünschen ihr viel Freude in ihrem neuen Amt.

7. „Jugend und Eisenbahn“. Wie in den letzten Jahren ist auch in diesem Jahr wieder ein Wettbewerb ausgeschrieben worden, um alle Schüler mit den Problemen und Sorgen der Deutschen Bundesbahn vertraut zu machen. Die diesjährigen Aufsatzthemen lauten: I. Für die Oberstufe: a) Vom Adler zum Trans-Europa-Express. (Die Eisenbahn als völkerverbindende Einrichtung.) b) Schiene — Straße — Wasser — Luft. (Ist ein friedliches Zusammenleben aller Verkehrsteilnehmer möglich?)

II. Für die Mittelstufe: Warum ich so gern mit der Deutschen Bundesbahn fahre.

III. Thema für die Photo-, Mal- und Bastelarbeiten für alle Klassen: Eisenbahn und Landschaft.

Diese Arbeiten sind bis zum 18. Juni 1957 beim Deutschlehrer oder beim

8. „Lesen macht Spaß.“ Die Jugend entwirft sich ihr eigenes Plakat. Der deutsche Buchhandel hat einen Plakatwettbewerb für alle Jugendlichen unter 19 Jahren ausgeschrieben. Es soll ein Plakat für die Jugend entworfen werden. Motto ist: „Lesen macht Spaß.“ Man darf sich aber auch einen anderen Spruch ausdenken. Auf dem Plakatentwurf soll man sehen, wie schön es ist, Bücher zu lesen.

Die Plakatentwürfe, Din A 2 (Plakatgröße), sind bis spätestens 20. September 1957 bei einem Buchhändler am Ort abzugeben oder an den Börsenverein des Deutschen Buchhandels e. V., Frankfurt a. M., Großer Hirschgraben 17-19, zu schicken. Auf der Rückseite des Entwurfes sind Name, Anschrift und Alter anzugeben. Herr Studienrat Engstfeld bittet, die Entwürfe ihm, bzw. der Schüler(innen) der VIa und IVb Frau Engstfeld vorher zu zeigen.

9. Die SMV dankt allen Schülern und Schülerinnen, die ihre Bücher der Schülerhilfsbücherei zur Verfügung gestellt haben, recht herzlich.

10. Die Preisträger im musischen Jugendwettbewerb der Jugendgruppen. Ein Drittel aller preisgekrönten Arbeiten fertigten Schüler(innen) des Gymnasiums an.

Folgende Schüler(innen) erhielten einen Preis: 1. Gruppe: **Textiles Gestalten**, 13 bis 15 Jahre: 2. Preis Annet Lindemann. **Applizieren**: 1. Preis Reinhold Oelgemöeller, 2. Preis Norbert Stockmann. **Batik**, 16 bis 18 Jahre: 1. Preis Isa Klose, Mechthild Lohage, Ingrid Deters, 2. Preis Isabella Staudigl. 2. Gruppe: **Arbeiten in Holz, Metall, Papier und Pappe**, 13 bis 15 Jahre: Erhard Schrameyer; 16 bis 18 Jahre: Gemeinschaftsarbeit von Katharina Ehrenstein, Anneliese Koerdit und Ingeborg Witte.

3. Gruppe: **Applikation**, 13 bis 15 J.: 1. Preis Mechthild Ehrenstein, 2. Preis Hannelore Künnemann.

4. Gruppe: **Klebearbeiten**, 13 bis 15 J.: 1. Preis Lydia Remke; 16 bis 18 Jahre: 1. Preis Marga Wiese, Heinz-Dieter Hüppe; 3. Preis: Angela Niggemann.

5. Gruppe: **Fotowettbewerb**, 13 bis 15 Jahre: Hans Jörg Hack.

11. Der „Wecker“ gratuliert Herrn Engstfeld und Herrn Roth, den „neuen“ Studienräten, herzlich.

12. Folgende Klassen gehen in diesem Sommer auf mehrtägige Wandertour:

Die UIIa fährt mit Herrn Oberstudienrat Köhler vom 2. Juli bis 9. Juli in die Jugendherberge nach Torfhaus bei Andreasberg im Oberharz.

Die UIIb fährt mit FrL Studienrätin Schulze und Herrn Studienassessor Bergmann vom 29. Juni bis 5. Juli nach Billstein im Sauerland.

Die UIa fährt mit FrL Studienassessorin Rollwage und Herrn Studienrat Hülsmeier vom 21. Mai bis 1. Juli in das Grenzland von Cöpen-Malmedy und nach Luxemburg.

Die UIb fährt mit Frau Engstfeld, Herrn Studienrat Tangen und Herrn Studienrat Engstfeld nach Farum bei Kopenhagen über Hamburg und Lübeck vom 21. Juni bis 3. Juli 1957.

13. Die BAG macht in den Pfingstferien eine biologische Exkursion zum Dümmer See.

Wir wünschen den Reiselustigen gutes Wetter und recht viel Spaß! A. K.

Skizziert

Immer wieder werden wir gebeten, doch einmal Lehrerporträts zu veröffentlichen. Wir wollen deshalb in dieser Ausgabe versuchen, einen kleinen Bericht über unsere neuen Lehrer auf die Beine zu stellen.

Wir möchten Euch mit unseren beiden neuen Lehrern, die seit Ostern an unserer Schule unterrichten, bekanntmachen:

Herr Studienassessor Wehrmeyer und Herr Studienassessor Negwer

Herr Wehrmeyer ist der Klassenlehrer einer Sexta, aus diesem Grunde schon könnten wir über ihn berichten, denn gerade Sexten und Oberprimen sind es doch, die uns Schüler immer am meisten interessieren.

Wenn Ihr ihn noch nicht gesehen habt, so kann ich nur sagen: „An seiner Länge sollt ihr ihn erkennen.“ Ja, ich glaube fast, er ist abgesehen von unserem Direktor der größte Lehrer des Kollegiums. Übrigens sieht er gar nicht wie ein strenger Mathelehrer aus, eher wie ein Sportlehrer. (Mathelehrer sehen meistens so harmlos aus!)

In Lengerich geboren, drückte er von der Sexta bis zur Unterprima die Bänke auf der Aufbauschule in Tecklenburg. Doch dann mußte auch er dem Ruf des Führers folgen und seine nationale Pflicht erfüllen, das heißt: er wurde eingezogen. Nach Kriegsende finden wir ihn in einem Kriegsgefangenenlager in England in der Nähe von Sheffield. Hier hatte er bei allem Unglück das große Glück, daß er das Abitur machen konnte, und zwar in einem Lager, das der CVJM eingerichtet hatte, und wo sogar ein kriegsgefangener Studienrat aus Tecklenburg unterrichtete.

1948 klaubt er mit vielen Kommilitonen Ziegelsteine, er hilft durch den Baudienst beim Aufbau des Schlosses und anderer Gebäude. Da schon immer Mathematik und Physik die Fächer waren, die ihn am meisten angezogen hatten, trieb er nun seine Studien darin weiter. In Bocholt und Münster fristete er seine Referendarjahre.

Seine erste Assessorenstelle erhielt er an unserem Gymnasium.

Wir wünschen, daß ihm seine Sexta noch recht viel Freude machen möge. Er erzählte uns: „Sextaner sind ja so leicht zu begeistern und so eifrig. Als es hieß, wir brauchen noch einen Tafellappen, meldeten sich nicht weniger als 20 Mann, die alle bereit waren, einen wunderschönen Lappen zu besorgen.“

Nun zu unserem anderen neuen Lehrer: Herr Studienassessor Negwer.

Die staunende Menschheit erblickte ihn zuerst im Jahre 1926 in Enniger, Kreis Beckum. In seiner Gymnasialzeit in Ahlen erlebte er die „glorreiche“ Zeit des Tausendjährigen Reiches. Auch er konnte nicht mehr das Abitur machen. 1943 wurde er eingezogen, und erst 1948 kehrte er aus der Kriegsgefangenschaft zurück. 1949 endlich war es so weit, nach einem Förderlehrgang für Spätheimkehrer am Gymnasium in Gütersloh hatte er das Abitur in der Tasche.

Sein Studium in Münster erstreckte sich über die Jahre 1950 bis 1954. 1954 absolvierte er die wissenschaftliche Prüfung. Nun folgten die zwei Ausbildungsjahre in Unna und am Hittorf-Gymnasium in Münster.

Im Februar 1957 zitterte er wahrscheinlich zum letzten Male vor einem Examen. Nachdem er die Pädagogische Prüfung bestanden hatte, wurde ihm der „Assessor“ zugesprochen. Unser Gymnasium ist also auch seine erste Assessorenstelle. Wir würden uns freuen, wenn es ihm bei uns gefallen würde.

Im übrigen wünscht der „Wecker“ ihm, wie auch Herrn Wehrmeyer, für die Zukunft das Beste.

-Dom-

Fortsetzung von S. 1

sprechen, daß die CDU die Teilung Deutschlands aufrechterhalten wollte, weil dies doch keineswegs der Wille des Volkes ist —, auf die heutige Jugend Rücksicht nehmen, die gewillt ist, an der Demokratie mitzuarbeiten, und die man nicht so maßlos in ihren Erwartungen von unserer Demokratie enttäuschen darf.

Ich glaube nicht, daß in England oder Amerika, wo die Demokratie viel tiefer in der Geschichte und im Bewußtsein des Volkes verwurzelt ist, solche Äußerungen über die Gegnerpartei oder deren Repräsentanten möglich sind.

In dieser Hinsicht können die Bundestagsmitglieder aus dem Film „Panzerschiff Graf Spee“ folgendes lernen, daß nämlich derjenige größeres Ansehen und mehr Erfolg erringt, der den Gegner achtet und nicht verachtet, und daß ihm dann auch aus den Reihen der Gegner Achtung und Anerkennung entgegengebracht wird, so wie dem Kapitän Langsdorff.

-ruk-

Für das

laufende Schuljahr

halte ich alle **Schulbücher**

und jeden **Schulbedarf**

bereit

Buchhandlung

Wilhelm Driemeier

Bahnhofstraße 26

Da, wie ihr wißt, euer „Käseblättchen“ manchmal ein bißchen hinter dem Mond ist, bringen wir jetzt erst die Würdigung für den Schulsprecher. Wir hoffen, daß ihr uns deswegen nicht allzu böse seid, und Gerd Schedding wird sich sicher auch über den verspäteten, aber aufrichtig gemeinten Nachruf freuen.

Gedanken zur Schulsprecherwahl

Neulich wurden für das kommende Schuljahr die neuen Schulsprecher gewählt. Obwohl dies im Leben der Schule kein allzu großes Ereignis ist — liegt es doch im Wesen aller Schülereinrichtungen, sei es die SMV oder die Redaktion, daß die Leitung jährlich in neue Hände gelangt — so möchte ich es zum Anlaß nehmen, Gerd Schedding für seine tatkräftige Mitarbeit am „Wecker“ zu danken. Ich möchte nicht, daß dieser Dank als „Nachruf“ im 05/15-Schema aufgefaßt wird, sondern als ein Dank, der mir von Herzen kommt.

Gerd schien mir oft, besonders in der ersten Zeit meines Redakteuraseins, der einzige Schüler unserer Schule zu sein, der sich für den „Wecker“ interessierte. Er sah in der Schulzeitung, glaube ich sagen zu dürfen, die schönste und idealste Verkörperung des Gedankens der Schülermitverantwortung. Gerd wartete immer mit neuen Vorschlägen und Anregungen auf. Besonders wenn er von Tagungen zurückkehrte, war sein Reichtum an Vorschlägen schier unerschöpflich. Eng hiermit zusammen hängt Gerd's kritische Einstellung gegenüber dem „Wecker“.

Er begnügte sich nicht damit, wie die meisten Schüler zu sagen, der letzte „Wecker“ sei wieder einmal schlecht gewesen, sondern er suchte das, was man hätte besser machen können, herauszuarbeiten und hielt dabei mit eigenen Verbesserungsvorschlägen nicht zurück.

Den neuen Schulsprechern gratuliert der „Wecker“ zu ihrer Wahl und wünscht, daß sie viel Freude an ihrem neuen Amt haben, hofft aber bei ihnen auf das gleiche Verständnis für ihre Schülerzeitung wie bei Gerd und auf eine gute Zusammenarbeit zwischen SMV und „Wecker“.

-ruk-

Alle
Schulartikel

zu den bekannt
niedrigen Preisen
im

Overmeyer
VORMALS B. L. MUCKER

SIE WOLLEN NACH HAUSE

Alte mit blaugefrostenen Gesichtern, Mütter mit Paketen, die entweder ihre unterernährten Kinder oder ihr Eigentum enthielten, so kamen wir hier an, und wir erwarteten Hilfe! Aber alle Türen blieben verschlossen, und man wies uns in Flüchtlingslager ein, in denen der Typhus grassierte, und die Kinder, damit sie wenigstens am Leben blieben, jeden Morgen einen Löffel ranzigen Lebertran erhielten. Wir konnten auch keine Unterstützung erwarten, denn wer wollte schon diesen armen, verlausten Leuten ein Bett geben oder noch mehr Esser am Tisch sitzen haben? Der Krieg war verloren, und jeder mußte erbittert um sein eigenes Pfund Kartoffeln ringen.

Man ertrug das Lagerleben leichter im Bewußtsein, es würde wieder aufwärts gehen. „Wir lassen uns nicht unterkriegen“, war der Wahlspruch der 14 Millionen Vertriebenen —, das ist auch die Bevölkerungszahl Kanadas — geworden. Nur manchmal fühlte man einen schmerzhaften Stich, wenn zum Beispiel gefragt wurde: „Habt ihr dahinten eigentlich schon in richtigen Häusern gewohnt?“ oder „Warum seid ihr denn hergekommen, ihr seid doch schließlich auch halbe Polen?“ Man kam ja ohne Hilfe aus, aber ein wenig Verständnis hoffte man doch zu finden.

Heute, nach zwölf Jahren, ist das alles fast vergessen. Die Vertriebenen haben sich mit staatlicher, vor allen Dingen aber mit eigener Hilfe und mit großen Opfern wieder hochgearbeitet, und sie sind in das neue Land hineingewachsen. Nur ganz selten noch fühlt man, daß man „nur geduldet ist“, und niemand fragt mehr: „Ach, aus Breslau sind Sie, das liegt doch in der Nähe von Danzig?“ Das Verhältnis vor „Einheimischen“ und neu Dazugekommenen ist sehr gut geworden. Jeder erkennt die Qualität des andern an.

Man hat sich hier so gut eingelebt, und doch steigt manchmal die brennende Sehnsucht nach der verlorenen Heimat in einem hoch, ein Gefühl, dem man dann ganz ganz machtlos gegen-

übersteht. Bei einem Gespräch in der Dämmerstunde werden alle die längst vergessen geglaubten Gedanken wieder wach. Dann erzählt der Vater den Kindern, die ja so wenig eigene Erinnerungen haben, von der alten Heimat, von der Oder, der Weichsel, den großen Schlössern und Städten und von dem eigenen blühenden Hof. Die Mutter rollt noch einmal das dramatische Geschehen auf der Flucht auf. Sie spricht von kilometerlangen Trecks, von der Kälte und der Zerstörung, von der Bombennacht in Dresden, wo der Himmel von Phosphor erglühte, und wie sie alles mit den beiden Kindern und dem Handwagen ohne Mann geschafft hat. Dann wird der Faden weitergesponnen, man stellt sich vor, wie es sein wird, wenn man wieder in der Heimat ist, ob das Haus noch steht, oder ob die alten Obstbäume immer noch tragen. Bis man dann wieder in die Wirklichkeit zurückkehrt und die Heimat unerreichbar fern findet.

„Jeder hat ein unveräußerliches Recht auf Heimat.“ Wir lesen es immer wieder und halten es auch für ganz richtig, denn wir sitzen ja schön warm in unserem Heim. Genau so geht es uns, wenn wir Bücher, die als eindringliche Mahner über Flucht und Vertreibung berichten, oder das Gedicht „Wagen an Wagen“, das Agnes Miegel über die Vertreibung ihrer Landsleute geschrieben hat, lesen. Wir bedauern die Leute, wünschen ihnen für die Zukunft alles Gute und vergessen sie möglichst schnell.

Aber gerade das dürfen wir nicht tun. Wir müssen dafür sorgen, daß diese Menschen ihr Recht und ihre Heimat zurückerhalten. Tagtäglich haben wir lebendige Mahner vor uns. Wenn man zum Beispiel zwei alte Bauern in ihrem Heimatdialekt sprechen hört und sieht, daß sie für immer enturzelt sind, daß sie sich nie an die Fremde gewöhnen können und daß die Sehnsucht nach der alten Heimat sie nie losläßt, dann ist das Anklage und Mahnung zugleich.

Wenn ihr euch soweit durch meinen Artikel gelesen habt, werdet ihr nun

„Tagungs-Tage“

Vom 14. bis 19. April 1957 fand in Hagen die Landesmitgliederversammlung der „Jungen Presse“ NRW statt. „Die „Junge Presse“ tagt, bis es tagt!“

Ich glaube, das scheint der Wahlspruch der „Jungen Presse“ zu werden. Aber nichts gegen Tagungen, sie sind immer wertvoll, und zu den ganz besonders wertvollen gehört sicher auch die Hagerer Versammlung. Diskussionen und Referate wechselten einander ab. Fragen wie Zensur und Nachwuchs wurden besprochen. Die Referenten taten ihr möglichstes, uns 56 Redakteure über die „Formenkrise des Inhalts“, über die „Vor- und Nachteile verschiedener Druckverfahren“ und über die „Wichtigkeit des Umbruchs“ aufzuklären. Das zweifelloste Referat hielt Freiherr von Gumpenberg, einer der Gönner der „Jungen Presse“: Die deutsche Situation in der weltpolitischen Lage.

Hauptpunkt der Versammlung war die Wahl des neuen Vorstandes. Knut Henne aus Dortmund blieb Vorsitzender. Er ist Oberprimaner und für den schwierigen Posten wie geschaffen. Ich würde, wie ihr vielleicht schon wißt, auch in den Landesvorstand berufen, wahrscheinlich, damit auch in dieser Beziehung der Gleichberechtigung der Frau Genüge getan ist. -Dom-

Man spricht

von modischer

Kleidung

und denkt an

FRANZ Rotho

lbbenbüren

Ausführung
sämtlicher Fotoarbeiten
schnell, sauber,
preiswert

MARKT-DROGERIE

Hans Thimme

lbbenbüren

Unterer Markt 2

wahrscheinlich fragen: „Wie sollen wir den Vertriebenen helfen? Wir können schließlich nicht zu einem sowjetischen „Häuptling“ gehen und an sein gutes Herz appellieren, doch endlich die Repatriierung der vertriebenen Deutschen zu erlauben und die Oder-Neiße-Grenze, die ja doch nur ein Hirngespinnst ist, aufzugeben.“

So etwas ist natürlich ganz unmöglich, ich will ja auch gar keine Wahlparolen aufstellen, aber diese Menschen niemals zu vergessen, das ist unsere Pflicht in einer Zeit, wo immer noch Menschen ihre Heimat verlassen müssen, wo immer noch Millionen kein Heim haben und wo immer noch Wasserstoffbomben gebaut werden. -Dom-



technisch vollendet,
durch und durch solid,
modern in der Form.
von DM 6,25 bis DM 35,-
bringt Freude für immer,
denn:

...mit Kaweco
schreibt sich's gut!



1 km Schreiblänge,
1 Jahr Garantie —
sauber, zuverlässig
und dokumentenecht
in vielen schönen Farben
DM 3,75 und DM 4,50

...mit Kaweco
schreibt sich's gut!

Kaweco gibt es nur bei

Th. Rieping, Große Straße 23

Wir laden ein zur unverbindlichen
Schreibprobe

EINDRÜCKE EINER *Parisfahrt*

Als ich aus Frankreich zurückkam und statt Pariser wieder Ibbenbürener Luft atmete, überfiel mich als erstes die Redaktion mit dem Vorschlag, oder genauer gesagt, mit der ziemlich bestimmten Aufforderung, einen Aufsatz über Paris zu schreiben. Zunächst überlegte ich, worüber ich wohl schreiben könnte, denn was gibt es Sehenswertes in Paris, das nicht jeder von Bildern, aus Filmen und Büchern so gut kennt, als sei er selbst dagewesen. Leicht wäre es jetzt für mich gewesen, wie ein Fremdenführer die architektonischen Kostbarkeiten und Schönheiten von Paris aufzuzählen und zu beschreiben. Da ich aber die unerbittliche Strenge der zahllosen „Wecker“-Kritiker kenne, die mir erfahrungsgemäß vorwerfen würden, daß das alles abgeschrieben sei, möchte ich in diesem Aufsatz versuchen, einige Eindrücke, die ich von der Lebensweise und dem Volkscharakter der Franzosen hatte, aufzuschreiben.

Laon, wache auf!

Als ich meine von der langen Omnibusfahrt steifen Beine zum ersten Male auf französischen Boden setzte, war das an einem kühlen, regnerischen Aprilmorgen um etwa 7.30 Uhr in Laon, einer Provinzstadt von 20 000 Einwohnern. Der erste Eindruck sei hier kurz beschrieben: Ein Marktplatz, umgeben von dunkelbraunen Fachwerkhäusern, die vielfach im Erdgeschoß Cafés bargen und vor deren Türen weiße Gartenmöbel in dem Regen einen traurig verlassenen Eindruck machten. Zwei Katzen liefen über die Straße, ein mittelgroßer gelber Köter hinterher, und durch eine enge Gasse schob sich ratternd ein alter Lastwagen den Markt hinauf. Durch ein Giebfenster steckte eine alte Frau ihr faltiges, mürrisches Gesicht, um das graue Haarsträhnen im Winde flatterten, in den Morgen hinaus. Auf der Straße war kaum jemand zu sehen; ein Herr, der zufällig um eine Ecke bog, blinzelte uns an und sagte in nicht ganz akzentfreiem Deutsch: „Die Franzosen stehen nicht so früh auf.“ Dann ging er, verschmitzt vor sich hin lächelnd, weiter. Woran mochte er wohl denken?

Ich dachte in diesem Moment an den Betrieb auf dem Oberen Markt in Ibbenbüren, wenn ihn um diese Zeit ganze Schülerkolonnen überqueren, Leute, die eilig zu ihren Arbeitsstellen hasten, und Bauern, die mit beladenen

Wagen dem Neumarkt zustreben. Der Franzose hingegen schläft sich erst aus und beginnt dann gemächlich sein Tagewerk. Er arbeitet, um zu leben und wirft dem Deutschen etwas verächtlich vor, zu leben, um zu arbeiten. An diesem so oft zitierten und schon phrasenhaft klingenden Wort ist etwas Wahres. Ich stellte dies nicht nur in Laon fest, sondern auch immer wieder während des viertägigen Aufenthaltes in Paris.

Der Franzose lebt ruhiger und beschaulicher und läßt sich von der Unruhe unserer Zeit nicht so treiben wie wir Deutsche. In den unendlich vielen Parks und Grünanlagen von Paris stehen überall Stühle und Bänke für die Spaziergänger und immer sitzen dort Leute, sitzen da, nicht strickend oder eine Zeitung lesend, sondern nur den Tauben oder Kindern auf dem Kiesweg vor sich zuschauend oder einen Kinderwagen vor sich hin und her schiebend. Das ist die beschauliche Ruhe in der Weltstadt Paris, durch deren breite



Clochard

Photo: Roschinsky

Boulevards chromblitzende Autos mit einer erschreckenden Geschwindigkeit flitzen, aber dennoch ruhig und geräuschlos, denn nur die Feuerwehr und das Überfallkommando haben in Paris das Recht zu hupen.

Die stolzen Bettler

Für den Ausländer, der nach Paris kommt, bilden die Clochards, oder die stolzen Bettler von Paris, wie sie oft genannt werden, eine besondere Sehenswürdigkeit. Man schaut ihnen nach, lächelt über sie, wundert sich oder schüttelt verständnislos den Kopf, je nach der Mentalität des Betrachters. Die Clochards ihrerseits haben sich an die Blicke der Fremden gewöhnt und fügen sich in ihre Rolle als Sehenswürdigkeiten von Paris. Eine Seinebrücke wirkt erst so echt pariserisch und gewinnt (für den Ausländer) an Romantik, wenn unter ihrem mächtigen Bogen auf einer auseinandergefalteten Zeitung ein Clochard liegt und friedlich schnarcht. Neben den Seinebrücken bevorzugen diese Bettler vor allen Dingen die Entlüftungsschächte der U-Bahn, aus denen ständig stickige, verbrauchte, aber dafür warme Luft steigt, als Aufenthaltsplätze, wie der auf dem nebenstehenden Bild. Die Aufnahme machte mein Freund in der Nähe der Markthallen, woher auch die Kisten und das Papier kommen. Dort suchen sie morgens nach verfaultem Obst und anderen Überbleibseln, wovon sie sich ernähren.

Auf dies, nach unseren Begriffen elende und erbärmliche Leben sind die Clochards stolz. Sie leben mitten in einer Welt, die gesegnet ist mit den Gütern und Ungütern der modernen Zivilisation, sie sind umgeben von den neuesten Errungenschaften der Technik und Kultur, und ihr Stolz ist es, ohne dies alles auszukommen, ohne Bett, Seife, Arbeit, ohne das andere Menschen nicht leben könnten. Bei den Clochards finden wir einen Individualismus in der ausgeprägtesten Form. Sie leben so, wie es ihrem Wesen entspricht, und von keinem sind sie abhängig. Diesen Individualismus findet man, wenn auch nicht in so ausgeprägter Form, bei den meisten Franzosen. Es ist, ich möchte sagen, ein nationaler Charakterzug. Auffällig ist dies an der Kleidung und auch die vielen eigentümlichen, für unsere Begriffe oft komischen Typen, die die Straßen von Paris beleben, sind auf den Individualismus der Franzosen zurückzuführen. -ruk-

Fortsetzung folgt

Das abgeholzte Naturwunder

Eine Eiche und eine Linde waren fest miteinander verwachsen in einem Wald, in dem nur Linden und Eichen standen. Obwohl die Eiche höher als die Linde war, lebten beide sehr gut zusammen. Die Eiche bekam erst im Mai Blätter, während die Linde sie schon im April entfaltete. Wenn es regnete, fing die Eiche den Regen auf, schien aber die Sonne, ließ sie die Strahlen durch ihre Äste fallen, und die Blätter der Linde spiegelten das Licht wider.

Ein Mann, der gerne im Wald spazierenging, fand Gefallen an diesem Baum. Er schützte und pflegte ihn und suchte ihn unter Naturschutz zu stellen. Zufällig gehörte der Wald aber einem

Großgrundbesitzer, und da der Baum nach seiner Meinung auf die Dauer nicht rentabel sei, weil er einem anderen Baum das Licht nähme und mit der Zeit zu groß geworden wäre, ließ er die Eiche einfach abschlagen. Der Naturfreund war traurig darüber, daß dieser Baum zerstört worden war. Der Großgrundbesitzer aber zuckte nur mit den Schultern und sagte, daß man es eben nicht hätte ändern können. Die lebenskräftige Eiche werde schon wieder Wurzeln schlagen, und neben der Linde stände ja ein zweiter Eichbaum. Dem Naturfreund aber werde er ein neues Eichbäumchen schenken . . .

I. Kortländer OIib.

Lesenswert ist

„Laß zu, Tayan“

mit dem

Jugendbuchpreis 1957

ausgezeichnet und zu haben

in der

KUNST- UND BUCHERSTUBE

Ibbenbüren

MÜNCHEN

Führe man die Isar hinauf, so käme man in die Hauptstadt Bayerns, nach München. Diese alte, jedoch modernisierte Stadt liegt auf einer Hochebene. Vom Osten leuchtet der Felsklotz des Wendelsteins herüber, im Westen schimmern die weißen Gipfel der Allgäuer Berge.

Mit ihren 947 290 Einwohnern ist München die drittgrößte Stadt der Bundesrepublik. Bis zu ihrem 800jährigen Jubiläum, das in wenigen Jahren sein wird, hofft sie die Millionengrenze überschritten zu haben.

Zu ihrem Namen München kam die Stadt durch ein herzogliches Dorf, die Mönchssiedlung „Bei den Mönichen“. Daher trägt die Stadt heute noch einen kleinen Mönch im Stadtwappen.

Das Dorf wuchs zur Stadt unter den Wittelsbachern, nach denen der Wittelsbacher Brunnen benannt wurde. Unter Maximilian I. entstand die Maximiliansbrücke, die zum Maximilianeum, dem heutigen Landtagsgebäude, über die Isar führt. Unter Maximilians Sohn, Ludwig I., wurde die Ludwigskirche gebaut.

Auch heute ist München ein politischer und kultureller Mittelpunkt: Landeshauptstadt; Wissenschaft, Künste wie Musik, Theater und Film; Mode, Sport,

Ausstellungen, Feste, z. B. das Oktoberfest.

Durch die große Zahl von inländischen, aber nicht soviel wie von ausländischen „Straßenkreuzern“, kommt man heute nur noch im Schrittempo durch die Stadt, vorbei am Marienplatz mit der Mariensäule, wo das alte und auch das neue Rathaus stehen. Das neue wird als moderner Kitsch bezeichnet, da es in jüngerer Zeit dem Barockstil nachgebildet worden ist. Täglich sieht man vor diesem Rathaus eine Menschenmenge stehen, die sich das berühmte Glockenspiel anhört.

Weiter geht es zum „Stachus“, der bei uns unter „Karlsplatz“ bekannt ist. Hier ist der Brennpunkt des Verkehrs. Das bekannteste Gebäude Münchens ist die Frauenkirche mit ihren beiden patinagrünen „Zwiebeln“. Der „Alte Peter“ mit dem spitzen Turm, die Michaelskirche, ein Renaissancebau, und die Ludwigskirche, mit den prachtvollen Gemälden von Cornelius, wie auch die Theatinerkirche, im Barockstil errichtet, sind ebenfalls bekannte Bauten.

Die Hauptgeschäftsstraße ist die Kaufingerstraße, die prächtigsten Straßen sind dagegen die Ludwigs- und die Maximilianstraße.

Das „Deutsche Museum“ wird viel besucht, wie die internationale Jugendbibliothek. Doch, was der Bayer so an seiner Hauptstadt liebt und nie entbehren möchte, ist das Hofbräuhaus. Ist ihm die Zeit zu lang, so sagt er: „Komm, i goa halt ins Hofbräuhaus!“

Der „Englische Garten“ mit dem chinesischen Turm und Schloß Nymphenburg (Nymphenburger Porzellan) haben herrliche Parkanlagen, die das Ziel vieler Städter sind.

In Schwabing — früher Schwabylon genannt —, einem Stadtteil Münchens, leben die Künstler zwar nicht mehr so zahlreich wie früher, aber für die heutigen hat man durch große, lichterfüllte Ateliers gesorgt. Geiseltasteig ist als Filmviertel bekannt.

Auf das Oktoberfest freut sich der echte Münchener schon das ganze Jahr hindurch. 14 Tage lang geht es dann auf der „Wies'n“, der Oktoberwiese, drunter und drüber; dort gibt es bayerisch Bier und Weißwürstel in Hülle und Fülle. Während des Festes musizieren und marschieren die „Schäffler“ in bayerischen Trachten durch die Stadt.

Die Rennplätze, das Sanatorium und die Autobahnauffahrten liegen außerhalb Münchens, das von vielen kleinen Städten umsäumt wird, die meist auf „ing“ enden: Gräfelfing, Giesing, Gauting, Trudering, Daglfing und Pasing.

Doch wäre München nicht das eigentliche München, flösse die Isar nicht mitten hindurch, fühlte und sähe man nicht das bayerische Gemüt in ihm.

Sigrun Hoffbauer, UIIIB

Die Oberammergauer Passionsspiele

Im Jahre 1634, also vor genau 323 Jahren, fanden in Oberammergau, damals noch einem völlig unbekanntem Dörfchen am Fuße des Kofel, die ersten Passionsspiele statt.

Als nämlich 1633 die Pest etwa drei Viertel aller Bewohner Oberammergaus hinweggerafft hatte, gelobten die Überlebenden, wenn sie von der Krankheit bewahrt blieben, alle zehn Jahre zur Passionszeit die Leidensgeschichte des Herrn darzustellen. (Später wählte man alle Jahreszahlen mit einer Null am Schluß zum Spieljahr.) Der alte Brauch aber wird noch heute gepflegt — das Gelübde getreulich erfüllt.

Die Oberammergauer Passionsspiele erlangten Weltruhm. 560 000 Zuschauer sahen im Jahre 1950 den Aufführungen zu; etwa die gleiche Anzahl Menschen mußte abgewiesen werden, da keine Karten mehr zu bekommen waren. — Stets finden sich, auch zwischen den Spieljahren, viele tausend Menschen ein, um so wie ich wenigstens das Schauspielhaus und die Garderoben der Schauspieler (die selbstverständlich Laienspieler sind) besichtigen zu kön-

nen. Die Oberammergauer Passionsspiele müssen, so verlangt es die Tradition, unter freiem Himmel aufgeführt werden. Auch heute noch befindet sich die Bühne im Freien, während die Besucher im Schauspielhaus Platz finden, das etwa 6000 Menschen aufnehmen kann. Ich hatte den Eindruck, als sei man mit den Arbeiten am Passionsspieltheater nicht ganz fertig geworden, aber ich habe mir erklären lassen, daß kein Architekt es wagt, irgend etwas zu verändern, um die außerordentlich gute Akustik nicht zu zerstören.

Die Bühne ist 42 Meter breit und 28 Meter lang. Eine Aufführung der Festspiele dauert siebeneinhalb Stunden. 1400 Menschen, und zwar nur Einheimische, spielen mit. Ein großes Streichorchester sowie ein 50 Mann starker Chor schaffen die musikalische Untermauerung. Es ist bemerkenswert, daß man im Spiel völlig auf künstliche Effekte verzichtet. Man benutzt weder Perücken noch Schminke oder Lautsprecher. — Das Passionsspiel umfaßt 40 Bilder. Zwischen die Bilder der Leidensgeschichte werden Szenen aus dem Alten Testament eingeschoben, so daß keine Pause entsteht.

Die Auswahl der Spieler erfolgt von einem Festspielkomitee. Auf meine ängstliche Frage, ob denn nicht beispielsweise der Christusdarsteller furchtbar viel Text zu lernen habe, wurde mir versichert, daß jeder Oberammergauer mit dem Festspiel zusammen aufwache und ohne Schwierigkeiten den Text jedes Spielers auswendig aufsagen könne.

Der „Christus“ spielt in einer Aufführung alle Szenen ohne Ablösung. (Er hängt z. B. bei jeder Aufführung 20 Mi-

nuten am Kreuz.) Nur wenn er aus Krankheitsgründen verhindert ist, spielt einer seiner zwei Vertreter für ihn. — Der berühmteste Christusdarsteller, Alois Lang, spielte die Rolle 1920 und 1930.

Die Garderoben der Schauspieler wurden aus echten orientalischen Stoffen nach uralten Vorlagen genäht. — Der Abendmahlstisch (ein Entwurf von Leonardo da Vinci) ist schon über 200 Jahre im Spiel, und er macht einen so wenig abgenutzten Eindruck, daß er wenigstens noch einmal 200 Jahre seinem Zwecke dienen kann.

Anneliese Frank, OIIA.

75 Jahre

im Dienst

der heimischen Wirtschaft.

Annahme von Spareinlagen

Beratung in allen Geldangelegenheiten

Ibbenbürener Volksbank

Aktien-Gesellschaft

Immer richtig
schönste Strümpfe aus der

Strumpf-Palette

Ibbenbüren, Bahnhofstraße 24
(Neben Singer-Nähmaschinen)

Laufmaschen- und Stopf-
reparaturen immer **sofort**

Beinahe 2,20 gespart

Er kommt etwas früher am Bahnhof an, als er ausgerechnet hat. Er verlangt seinen Schritt, um noch nicht von den wartenden Menschen gesehen zu werden. Gerade als der Triebwagen einläuft — komischer Zufall? — stürzt er, heftig atmend, auf den Bahnsteig, wirft einen hastigen Blick zum Führerhäuschen.

Gott sei Dank, der Schaffner hatte ihn nicht bemerkt — und steigt etwas linkisch die drei Stufen in den Wagen. durch die kleine Türscheibe späht er angestrengt nach einem freien Fensterplatz, stößt die Tür mit einem forschen Ruck auf und läßt sich mit der Miene eines stark in Anspruch genommenen Geschäftsmannes auf einer Viererbank nieder.

„Das hat ganz gut geklappt“, denkt er und sieht sich selbstsicher in seiner Umgebung um. Als er ein paar Augen auf sich gerichtet sieht, wird er sofort verlegen und sucht in seiner Akten-tasche nach einem Gegenstand, von dem er genau weiß, daß er ihn nicht finden wird. Er ärgert sich über seine eigene Schwäche und setzt zur Abwehr ein überlegenes Lächeln auf.

So, das war geglückt. Wieder etwas beruhigt, holt er ein nichtssagendes Buch aus der Tasche und starrt auf die erste Seite. Er liest Buchstaben, die sich zu Worten formen, doch diese erscheinen ihm sinnlos und verwirrend. Er wird schon wieder nervös. Ob man merkt, daß er keinen Sinn von dem Gedruckten erfäßt?

Ein tastender Blick zu seinem Gegenüber — peinlich, er sieht gerade in dessen musternde Augen. Das Buch ist zugeklappt und liegt lächerlich steif auf seinem Schoß. Gewollt energisch, mit einem Räuspern, steckt er es wieder weg, zögert kaum merklich, als die Stimme des Schaffners fragt: „Hier noch jemand zugestiegen?“

Er ist scheinbar in die Landschaft vertieft, baumelt lässig oder unruhig mit dem Fuß und beobachtet in der Fensterscheibe, wie der Schaffner wiegenden Schrittes den Gang entlanggeht. Die Landschaft hat nun an Anziehungskraft verloren. Er ist stolz auf seine Selbstbeherrschung und weniger unsicher.

Als der Zug an seinem Bestimmungs-ort hält, greift er gemächlich zur Akten-tasche, wagt einen kühnen Blick in das Gesicht seines Mitfahrers und drängt dann, gut gedeckt in der Menschen-schlange, der Tür zu. Drei feste Schritte die Stufen hinunter, ein erfreuter, erleichterter Atemzug, voll Stolz und Selbstzufriedenheit — da spürt er eine Hand auf der Schulter. Einen Augenblick ist er geistig völlig lahmgelegt.

Als er das Gesicht dann dem Schaffner zuwendet, ist es beherrscht und zu einem freundlich-joyvialen Lächeln verzogen. „Dürfte ich mal Ihre Karte sehen?“ Lächelt der Schaffner etwa spöttisch? Ach nein, das sind wohl nur die blitzenden Brillengläser. Der Mann kramt 2,20 DM aus seiner Tasche und sagt, um eine Spur zu hastig und aufgeregter: „Ach, hab Sie im Wagen nicht gesehen. Wollte Sie gerade suchen wegen 'ner Fahrkarte. Na, haben wir ja schnell erledigt, was?“

Er nickt ihm noch großzügig zu, verläßt den Bahnsteig und ärgert sich — schwarz.

R. M., OIib.

Warum müssen wir Besinnungsaufsätze schreiben?

Anmerkung: Schon jetzt wird mancher abwinken mit der Bemerkung: „Es ist doch gleichgültig, was man über Besinnungsaufsätze sagt oder denkt, sie werden deswegen doch ihm Lehrplan bleiben.“ Aber gäbe es denn bei dieser Einstellung je eine Diskussion? Sollen wir alles bedenkenlos hinnehmen, nur, „weil wir ja doch nichts machen können?“ Versuchen wir also trotzdem, die Frage zu beantworten: „Notwendig oder nicht?“

Thema wie oben

Ein Oberschüler im Scheine einer Schreibtischlampe. Er kaut an seinem Füllhalter, schaut auf die Uhr, danach auf das Blatt, auf dem noch immer nur das Wort „Besinnungsaufsatz“ und das Thema stehen. Er wägt zum wiederholten Male die Möglichkeiten des Drankommens und des Verschontbleibens ab und ist jetzt auch dort angelangt, wo jeder Untersekundaner einmal steht, nämlich bei der Frage: „Wozu mache ich das hier?“ —

Man kann einige Gründe für die Besinnungsaufsätze anführen, die auch für das Aufsatzschreiben überhaupt gelten. Das sind: das Bemühen um klare Ausdrucksformen, die Pflege eines guten Stils und ähnliche. Das kann man aber auch mit anderen schriftlichen Erzählungen erreichen.

Alle Gegenargumente, die ja schließlich aus der Faulheit oder Oberflächlichkeit stammen, können jedoch nicht gegen diese beiden Dinge bestehen: 1. Man kann einen folgerichtigen, über-

zeugenden Aufbau einer Rede lernen. (Auf eine gewisse Art geschriebene Besinnungsaufsätze sind, wie alle anderen Aufsätze aber auch, sinnlos.) Wer sich ein paarmal über eine gute Einleitung den Kopf zerbrochen hat, der wird nicht mehr unvermittelt mit der Tür ins Haus fallen und damit doch nur eine Abwehrmauer bei seinen Zuhörern errichten. Er wird vielmehr Schritt für Schritt vorgehen und dann gegen Schluß etwa noch Schwankende mit seinem Hauptargument überzeugen. Sein Schluß wird die Rede dann schön abrunden.

2. Er wird es lernen, beide Seiten wirklich gegeneinander abzuwägen. Er wird nie irgendwo Gegenründe übergehen, denn damit entkräftigt er sie ja nicht. Beim ehrlichen Abwägen muß er auch zu der Einsicht kommen, daß all die Sachen, zu denen er bisher eine so überlegene Einstellung hatte, auch ihre anderen Seiten haben, und er wird merken, daß es wirklich unanfechtbare Entscheidungen nur recht selten gibt. Allmählich wird er sich angewöhnen, tiefer zu gehen als die anderen, und man kann ja sogar behaupten: „Mehrere echte Besinnungsaufsätze können jedem helfen, tolerant zu werden!“ —

Wir können also dem Schüler von vornhin zurufen: „Lenk dich jetzt einmal zwei oder drei Stunden nicht ab und setz dich mit deinem Thema auseinander! Es kann dir nur nützen!“

Hans-Jörg Hack, UII

RICHARD III.

Es gibt noch gute Filme! Ein Beispiel dafür ist der englische Film „Richard III“, den ich kürzlich sah. Ich versprach mir viel von dieser farbigen Shakespeare-Verfilmung, und meine Erwartungen wurden nicht enttäuscht.

Der Regisseur und Hauptdarsteller, Sir Laurence Olivier, fing die Stimmung und das Milieu dieser letzten Zeit der englischen Rosenkriege zwischen den Häusern Lancaster und York, die Shakespeare so treffend gezeichnet hat, gut mit der Kamera ein. Er behielt bewußt Shakespeares Text bei, abgesehen von einigen Kürzungen und dadurch nötig gewordenen neuen Übergängen. Auch sonst geschah alles streng im Sinne des Dichters, der einmal (Hamlet III) sagt: „Achtet darauf, niemals die Bescheidenheit der Natur zu überschreiten, denn das Vorhaben des Schauspielers ist es, gleichsam der Natur den Spiegel vorzuhalten!“ Der Prunk der Könige war kein Prunk, sondern schlichte Symbolik, die sich auch anderweitig zeigte, so zum Beispiel in den Schattenbewegungen, die von der Kamera bis ins letzte ausgeschöpft wurden. Nun zu den Darstellern:

Sir Laurence spielt den blutrünstigen Herzog Richard von Gloster, der, wie sein mißgestaltetes Äußere schon ahnen läßt, „gewillt ist, ein Bösewicht zu werden“, und der dieses Vorhaben auch bis zur letzten Entscheidung durchführt. Er ermordet oder läßt ermorden, nachdem er, was sowohl Shakespeare als auch der Film nicht zeigen, schon mehreren königlichen Verwandten aus dem Hause Lancaster wie auch York, wie er sich ausdrückt, „den Frieden gegeben

hat“, seinen Bruder und seine Neffen, die ihn an der Nachfolge des kränklichen Königs (seines Bruders) hindern könnten. Und als der König endlich stirbt, steht Richard der Weg für weitere Greuelthaten offen. In einem (im Film glänzend dargestellten) Auftritt läßt er sich dann widerwillig (welche Ironie!) zum König ausrufen, wobei er es nicht versäumt, die Frau eines von ihm ermordeten früheren Königs zur Königin zu machen. Schließlich aber macht Heinrich Tudor dem „Teufel auf dem Königsthron“ ein Ende. Ab 1485 regiert in England Heinrich VII.

Sir Laurence stellt diesen Richard, der einmal sagt: „Gewissen ist ein Wort für Feige nur!“, treffend dar: Der immer völlig in Schwarz (!) gekleidete Herzog (König) mit der vorspringenden Raubvogelnase schleicht und intrigiert durch den Film. Seine Augen sind brutal und kalt und doch in ihrer Kälte und Scheußlichkeit glühend. Die anderen Darsteller stehen alle im Schatten des auch seinen Dialog geschliffen und gekonnt sprechenden und spielenden Sir Laurence (man merkt das trotz der Synchronisation des Filmes). Aber dennoch werden auch sie ihren Rollen gerecht.

Als Regisseur spart Olivier auch keineswegs mit roter Farbe (sprich Blut), die Realistik ist sehr stark — bei der Hinrichtung des „wackeren Hastings“ fehlt nur noch die Darstellung des rollenden Kopfes, sie wirkt aber nicht übertrieben. Aber auch das ist durchaus im Sinne des Dichters, der da ge-

Eine Weltreise - einmal anders

Jetzt ist wieder die Zeit da, wo wir mit unseren Eltern die verlockenden Reiseprosperkte wälzen und vielleicht heimlich von einer Flugreise auf die Märcheninsel Mallorca träumen, obwohl unsere Ersparnisse gerade für einen vierzehntägigen Aufenthalt (Küchenbenutzung mit einberechnet) an der Nordsee langen.

So habe ich mich entschlossen, eine Weltreise besonderer Art zu machen, nämlich vom Sessel aus. Da weder Visum- noch Devisenbestimmungen beachtet werden mußten, konnte ich gleich einsteigen, und zwar in das Buch „Zwischen Hamburg und Haiti.“ Aus vielen hundert Beiträgen der gleichnamigen Sendereihe des NDR hat Ursula Klamroth die interessantesten Berichte ausgewählt, um sie zu einem Buch zusammenzustellen.

Schon von der ersten Seite an hat es mich wegen seiner klaren Art des Erzählens gefesselt. Bessere Führer, als ich sie auf meiner Reise durch alle fünf Kontinente hatte, wird es schwerlich wieder geben; denn es waren meistens passionierte Globetrotter oder Reporter, die überall auf der Welt daheim waren. Wir besuchten aber nicht die Sehenswürdigkeiten, die im Baedeker mit drei Sternchen gekennzeichnet sind, sondern wir erschauten in jedem Land ein Stückchen echtes, pulsierendes Leben, sei es auf der Straße oder in der U-

Bahn, im Kaffeehaus oder Bungalow unter wiegenden Palmen. Wir sind Zuschauer bei einem Stierkampf, einem grausamen und doch faszinierenden Spiel auf Leben und Tod, und wagen schließlich einen Spaziergang durch die Pariser „Unterwelt“, die so ganz anders aussieht, als wir sie uns immer vorgestellt haben. Wie wäre es denn mit einer Kahnfahrt über die drei unterirdischen Flußläufe, die dem sichtbaren Fluß, der Paris durchzieht, nämlich der Seine, entsprechen, oder einem Gang durch die Katakomben, wo noch Gottesdienste für die Märtyrer der Revolutionszeit abgehalten werden? Von diesen erregenden Eindrücken erholen wir uns bei einem englischen Sonntag, der übrigens gar nicht sooo langweilig ist. Wenig später bummeln wir über einen persischen Markt und erleben bei einer arabischen Hochzeit ein Märchen aus „Tausendundeinernacht“, und schließlich haben wir uns noch einige Tage in dem mexikanischen Millionärsbad Acapulco erholt, um dann die Reise mit einem Flug über die Häuserschluchten von Manhattan zu beschließen. Überall aber haben wir Menschen, seien es Farbige oder Weiße, mit ihren großen und kleinen Sorgen getroffen, und überall haben wir gefühlt, daß trotz der oft großen Unterschiede alle unsere Brüder waren, gleich, ob sie in Hamburg oder Haiti wohnten.

Doris Schoengarth, UIb

Der erste Tag im Gymnasium

Die Ferien hatten nun ihr Ende genommen, und ein etwas ernsteres Leben sollte für mich beginnen, denn ich hatte die Volksschule verlassen und sollte das Gymnasium besuchen.

Meine Mutter weckte mich früh, damit ich am ersten Schultag in aller Ruhe Kaffee trinken und zum Bahnhof gehen konnte. So kam ich dann auch bald als frischgebackener Sextaner in der Vorhalle der Schule an. Etwas aufgeregt wartete ich auf die Einteilungen der Klassen. Dann war es soweit. Ein Lehrer rief jedes Kind auf, so daß es entweder zur Sexta a oder Sexta b kam. Ich wurde in die a-Klasse gerufen und ging bald mit einigen mir schon bekannten Kindern und unserem Lehrer in den Klassenraum. Dieser machte auf mich zunächst einen fremden Eindruck.

Wir bekamen unseren Stundenplan und mußten noch einen Zettel ausfüllen. Danach konnten wir das Gebäude

verlassen. Inzwischen habe ich mich immer mehr daran gewöhnt und besuche jetzt sehr gerne die Schule.

Hans-Peter Schweichler, VIA

RICHARD III.

Fortsetzung von S. 7

sagt hat (Hamlet III): „Wird die Natur nun zu schwach dargestellt, so kann das zwar den Unwissenden zum Lachen bringen, aber den Einsichtsvollen muß es verdrießen!“

Dieser Film hat wieder gezeigt, daß der Film zwar kein Theaterstück ersetzen kann, aber daß der Film als Kunstmittel für sich mit ganz anderen Mitteln — man kann hier nicht von „besser oder schlechter“ sprechen — dieselbe Handlung im selben Sinne, ja sogar mit demselben Text des Theaterstückes wiedergeben kann und daß er dem Thema, das er sich so selbst gestellt hat, auch gerecht werden kann.

Hans-Jürgen Puhle, OIIa

eine Kleinigkeit

Man hat schon in der Volksschule gelernt, jeden Lehrer höflich zu grüßen, und man tut es bis zum Abitur auch wirklich ganz gerne. Aber wenn man so eine Respektperson höflich grüßt (man hatte sogar die Hände aus der Tasche gezogen), und sie rauscht ohne Antwort vorüber, ist man doch immer ein wenig ärgerlich. Dieser Ärger rührt nicht so sehr von der Unhöflichkeit, sondern vielmehr von der persönlichen Mißachtung, die man dadurch erfahren hat, her. Mag auch jeder Schüler immer wieder betonen: „Es ist mir egal, ob der „Pauker“ wiedergrüßt.“ Man fühlt sich dann doch plötzlich wieder einmal als kleiner, armseliger Pennäler, der nicht wert ist, begrüßt zu werden.

Habt ihr auch schon die Klänge, die in Form von Pfeifkonzerten durch unsere Schule schallen, gehört? — Schön sind sie nicht, aber laut, schrill und durchdringend. — Es scheint, als seien das die Auswirkungen des Schülertemperaments.

Nicht häufig, aber leider doch immer noch werden bei Regen die Flure als Sportplätze benutzt, auf denen die Vorübungen für den Lauf bei den Bundesjugendspielen stattfinden. Es gibt da vor allen Dingen Gemeinschaftsrennen, aber auch Einzelstarts, bei denen selbst die Lehrer so unbarmherzig in Mitleidschaft gezogen werden, daß sie nicht einmal in Ruhe ihre Kakaotasse ins Lehrzimmer transportieren können.

Ginge es nicht auch anders?

Zum Schluß noch etwas: Habt ihr „Einsamler“ eigentlich auch immer solche Mühe, das Geld, sei es nun für den „Wecker“ oder für andere Dinge, einzusammeln? Wir geben euch einen guten Rat: Setzt einen Termin fest, bis zu dem das Geld da sein muß. Jeder weitere Tag, an dem eure Klassenkameraden das Geld nicht abliefern, kostet 10 Pfennig in die Klassenkasse. Das hilft, besonders jetzt in der „Eiszeit“.

Die Redaktion

HALLO Sextaner!

An dieser Stelle möchte ich euch noch einmal recht herzlich willkommen heißen. (Mündlich haben wir euch ja schon begrüßt, wobei wir euch auch ein bißchen über diese Schülerzeitung erzählt haben, das andere könnt ihr jetzt lesen.)

Wir wünschen euch, daß ihr ganz in unsere Schulgemeinschaft hineinwächst und daß ihr zum Abitur noch recht viel Erfreuliches erlebt. Es kann sehr schön bei uns sein, laßt euch das ohne alle Übertreibung von einer „erfahrenen“

Unterprimanerin sagen. Man muß nur verstehen, das Schöne, das es ja auch in der Schule gibt, mit offenen Augen aufzunehmen.

Noch einmal eine kleine Bitte zum Schluß: Benutzt eifrig unsere Schuleinrichtungen, besonders die Bücherei!

Die neuen „Wecker“-Redakteure der Sexten heißen:

Ulrike Schnepfer (Sexta a)

Horst Schöneberg (Sexta b)

treff
hoffschulte
café · milchbar · eis

Aus dem



der Ehemaligen

Liebe Ehemalige!

In der letzten Nummer unseres „Weckers“ hatten wir den Wunsch ausgesprochen, unsere Schülerzeitung möchte doch auch zugleich zu einem Band werden, das die ehemaligen Abiturienten mit ihrer alten Schule verbindet und auch zwischen den alten Klassenkameraden den Kontakt erhält. Daher hatten wir Euch gebeten, Ihr möchtet doch alle Veränderungen in Eurem Leben, die für Eure Klassenkameraden von Interesse sein könnten, uns mitteilen, damit wir sie in einer besonderen Spalte in unserm „Wecker“ veröffentlichen könnten. Leider ist unser Ruf an Euch ohne jeden Widerhall geblieben; offenbar habt Ihr in allzu großer Bescheidenheit die Ereignisse Eures persönlichen Lebens für zu wenig bedeutungsvoll gehalten, als daß sie Eure Schule und Eure ehemaligen Mitschüler interessieren könnten. Das Gegenteil ist aber gerade der Fall: Eure Kompennäler, aber auch Eure ehemaligen Lehrer möchten wirklich gern wissen, welche Stationen auf der Fahrt ins Leben Ihr inzwischen erreicht habt. Auf unserm traditionellen Osterfrühschoppen haben wir daher miteinander noch einmal dieses Problem besprochen und sind zu dem Ergebnis gekommen, daß Euch Zunge oder Federhalter am leichtesten gelockert werden würden, wenn Ihr die Nachrichten von Euch nicht unmittelbar an die Schule oder die Euch unbekanntem derzeitigen „Wecker“-Redakteure, sondern an einen Klassenkameraden geben könnt, der dann alle Nachrichten seiner Abiturientia gesammelt an den „Wecker“ weiterreicht. Dankenswerterweise haben folgende Ehemalige diese Aufgabe des Verbindungsmannes für ihre Klasse übernommen:

- für die Abiturientia 1951:
Kaufmann Heribert Bärtels, Hamburg, Mönkebergstraße 9;
- für die Abiturientia 1952:
Studienreferendar Hans Seel, Ibbenbüren, Poststraße;
- für die Abiturientia 1953: cand. phil.
Peter Wiborg, Rheine, Catenhorner Straße 18;
- für die Abiturientia 1954:
stud. ing. Wilfried Vordermark, Ibbenbüren-Schafberg, Mühlenweg 20;
- für die Abiturientia 1955:
Lehrer Hans Himmel, Ibbenbüren, Große Straße 64;
- für die Abiturientia 1956:
stud. med. Heide Westmeier, Ibbenbüren, Auf der Lienenburg 3;
stud. phil. Siegfried Wernecke, Ibbenbüren, Voßhügel 24;
- für die Abiturientia 1957: stud. rer. nat.
Paul Steiner, Ibbenbüren, Nordstraße 63;
Ute Hermelbracht, Ibbenbüren, Groner Allee 41.

Wir danken ihnen herzlich, daß sie sich der Mühe im Interesse der alten Klassengemeinschaft unterziehen wollen, und auch Ihr werdet ihnen sicher dafür Dank wissen und diesem Dank dadurch Ausdruck geben, daß Ihr sie reichlich mit Nachrichten aus Eurem Leben versorgt.

Zunächst einmal haben wir auf dem erfreulich gut besuchten Osterfrüh-

schoppen Nachrichten von Euch zu sammeln versucht, die wir im folgenden bringen. Sicher wird der eine oder andere von Euch eine Nachricht vermissen; dann wird er hoffentlich für Vervollständigung sorgen!

Abiturientia 1951: Martin Bäcker hat sein Examen als Volksschullehrer bestanden und sich inzwischen auch verheiratet. Heribert Bärtels ist als Kaufmann bei der Firma C. & A. Brennkemeyer in Hamburg tätig. Vinzenz Daßmann hat im vorigen Jahr die Priesterweihe empfangen und ist als Kaplan in die Diözese Bautzen gekommen. Jost Hainke hat sich nach seinem Examen als Diplom-Kaufmann verheiratet und ist zurzeit in Brasilien tätig. Wolfgang Schürmann hat sein Examen als Diplom-Bergingenieur bestanden.

Abiturientia 1952: Franz-Josef Frehe ist wohlbestallter Gerichtsreferendar, Horst Massing hat längst das Physikum hinter sich gebracht, Reinhold Niemöller hat das zahnmedizinische Staatsexamen abgelegt, Ruth Osterhaus hat sich mit dem Kaufmann Brüggen verheiratet; Bruno Schöpfer hat das Examen als Diplom-Volkswirt bestanden; Josef Schneider als Diplom-Ingenieur (mit Auszeichnung); Hans Seel hat sich nach bestandenen Staatsexamen mit Erika Gühnemann (Abiturientia 1957) verlobt; Ulrich Wudtke hat die erste juristische Staatsprüfung abgelegt.

Abiturientia 1953: Bernd Becker hat das Physikum vor längerer Zeit bestanden, ebenso Peter Wiborg das Philosophikum. Werner Esch ist Postinspektor geworden und hat kürzlich

geheiratet. Gisela Krusemeyer ist mit dem Rechtsanwalt Günther Lehrter verheiratet; zu dem Sohn hat sich vor einigen Tagen ein Schwesterchen Cornelia gesellt. Auch Annemarie Schäfer ist verheiratet, und zwar mit dem Diplom-Ingenieur K.-H. Fernholz.

Allen, die ein Examen bestanden, sich verlobt oder verheiratet haben und denen ein Kind geboren worden ist, unsere herzlichsten Glückwünsche!

In der nächsten Nummer des „Weckers“ werden wir von den anderen Abiturienten berichten; vielleicht könnt Ihr dazu noch beisteuern?

Dürfen wir Euch alle, soweit Ihr zu Pfingsten in Ibbenbüren seid, an den traditionellen **Wiedersehensfrühschoppen am zweiten Pfingstfeiertag ab 11 Uhr** erinnern? Er findet wieder in der Stadtschenke in der Poststraße statt. Falls Ihr Interesse daran habt, könntet sich an den Frühschoppen eine kurze Besichtigung des Schulneubaues anschließen.

Und nun helft uns bitte, die Verbindung aufrechtzuerhalten und, wo sie bereits abgerissen ist, sie wieder zu festigen! Schreibt an Eure Klassenobleute! Herzlichen Dank im voraus!

Eure „Wecker“-Redaktion

Rita Scharlach, Paul Farwig und Gerhardt Knoblauch haben in den vergangenen Semesterferien ihr Physikum gemacht.

Ende Mai heiratete Ingrid Knoblauch Herrn Otto Hagemann. Dazu unsere herzlichsten Glückwünsche.

Sport an unserer Schule

Jedesmal, wenn der „Wecker“ erscheinen soll und ich mich bemühe, einen Artikel über das Sportgeschehen an unserer Schule zu schreiben, muß ich krampfhaft überlegen, ob überhaupt etwas passiert ist, was wert ist, aufgeschrieben zu werden.

Denn, was geschieht eigentlich in sportlicher Hinsicht an unserer Schule? Wir sind bis jetzt unfähig gewesen, eine Fußball- oder Handball-Schulmannschaft aufzustellen. Es sind weder Basketball-, Tischtennis- oder andere Sportzirkel vertreten. Auf unserem Gymnasium gibt es nur die reinen zwei Sportstunden in der Woche pro Klasse. Blamieren wir uns dadurch nicht vor jeder anderen Schule?

Ich glaube, da stehen wir einzigartig da. Sehen wir uns doch nur die Aufbauschule in Tecklenburg an. Die hat zum Beispiel eine Handballmannschaft aufgestellt. Wir bringen das natürlich nicht fertig. Basiert das auf mangelndem Interesse von seiten der Schüler? Liegt es etwa daran, daß kein Lehrer vorhanden ist, der die Betreuung übernehmen will? Oder liegt es etwa an der SMV? Als ich kurz vor einer Klassen-sprecherversammlung unserem Schulsprecher die Sachlage auseinandersetzte, versprach er, dieses Thema zur Sprache zu bringen. Nach der Versammlung aber lautete die einzige Antwort: „Kein

Interesse, abgelehnt!“ Das ist unsere SMV! Anstatt die Initiative zu ergreifen und mit brauchbaren Vorschlägen herauszurücken, wird die Angelegenheit „ad acta“ gelegt und abgelehnt. Es könnte ja zuviel Arbeit machen! Von Idealismus ist keine Spur vorhanden. Mir kam es damals so vor, als ob die SMV an unserer Schule eine Einrichtung wäre, die besteht, weil andere Schulen sie eben auch haben und so etwas wie zum guten Ton gehört.

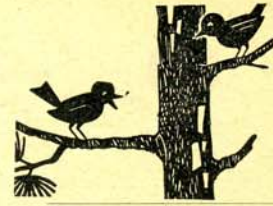
Ich glaube bestimmt, daß sich genug Schüler, etwa ab Unter- oder Obertertia aufwärts finden würden, die gern teilnehmen. Und auch für Betreuung wäre gesorgt, denn Herr Dr. Knoblauch zum Beispiel schlug schon mehr als einmal eine Handballmannschaft vor. Es würden sich bestimmt einige Lehrer zur Verfügung stellen, die die Sache in die Hand nehmen. Denn auf einem einzigen soll die Sache auch nicht liegen. Könnte sich die SMV nicht vielleicht doch noch einmal mit dieser Frage beschäftigen, oder ist man in diesen Kreisen der Meinung, daß ihre einzige Aufgabe darin besteht, den Lotsendienst für einen Elternsprechtag einzurichten?

Ich glaube, das Thema wäre einer nochmaligen Diskussion wert.

E. Reichert, UIa

Naturfreunde unter sich

6. JAHRGANG - NR. 3



Zeitschrift
der Biologischen Arbeitsgemeinschaft

Die Schwäne vom Werthmühlenteich

Wir sehen so oft, wie die Höcker-
schwäne auf dem Werthmühlenteich
herumschwimmen, aber nur wenige
wissen etwas über die Herkunft dieser
Vögel. Das möchte ich nun hier erzäh-
len.

Als einziger Schwan hatte ein alter
Schwanenvater den Krieg überstanden.
Zu ihm kaufte man im Jahre 1950 eine
Schwänin aus dem Tierpark Hagenbeck
aus Hamburg. Im Frühjahr 1952 schritt
dieses Paar zum erstenmal zur Brut.
Anfang April begann die Schwänin mit
dem Brüten, das etwa 58 bis 64 Tage
dauert. Am Pfingstsonntag, dem 1. Ju-
ni 1952, erhielt das Schwanenpaar Fa-

milienzuwachs von vier niedlichen Jung-
schwänen, die den Spaziergängern, vor
allem den Kindern, viel Freude machten.
Mit großem Bedauern erfuhr im No-
vember die Ibbenbürener Bevölkerung,
daß die Schwanenfamilie sich aus dem
Staub gemacht hatte. Keiner wußte,
wohin die beiden Eltern mit ihren Kin-
dern geflogen waren. Glücklicherweise
stellten sich alle im Dezember an der
alten Stelle wieder ein, und nun wurden
ihnen fachmännisch die Schwingen be-
schnitten, damit sie nicht wieder fort-
fliegen konnten. Zwei der Schwanen-
kinder wurden dann verkauft, die an-
deren beiden wurden im Frühjahr 1953,

als das neue Brutgeschäft begann, von
ihren Eltern vom Werthmühlenteich
gejagt. Sie hielten sich nun immer in
der Nähe der alten Badeanstalt oder
sonstwo längs der Aa auf und verwil-
derten allmählich. Im April brütete die
Schwanenmutter wieder auf der Insel
des Mühlenteichs. Der Ehemann wachte
Tag und Nacht, damit seine Ehehälfte
nicht gestört werde. Noch vor Ende der
Brutzeit starb aber der alte Schwanen-
vater am Sonntag, dem 31. Mai 1953.
Die Schwänin brütete auf ihrem Fünfer-
gelege weiter bis Mitte Juni; dann
merkte man aber, daß die Eier unbe-
fruchtet waren, so daß kein Jungvogel
geboren wurde. Zwei Eier von diesem
Gelege wurden ausgeblasen und für die
biologische Sammlung unseres Gym-
nasiums gegeben.

Nach dem Tode des alten Schwanen-
männchens tat sich einer der verwil-
derten Schwäne, ein großgezogener Sohn,
mit der Mutter zusammen, und es kam
im Jahre 1956 wieder zu einer Brut. Im
Juni kamen aus dem Gelege sechs
Jungschwäne heraus, mit denen die El-
tern stolz im Werthmühlenteich herum-
schwammen. Leider kamen zwei der
Jungen bald nach dem Ausschlüpfen
ums Leben. Eines hatte sich an Gift-
eiern, die für Elstern ausgelegt waren,
oder an Rattengift vergiftet, das andere
wurde von unvernünftigen Kindern mit
Steinen beworfen und starb darauf nach
kurzer Zeit. Da den Jungvögeln wieder
nicht die Flügel gestutzt worden waren,
sah man die prächtigen Vögel im Herbst
1956 oft über die Aa-Wiesen fliegen.
Leider verunglückten dabei zwei im
November, indem sie gegen die Hoch-
spannungsleitung flogen und sofort tot
waren. Den letzten Winter über konnte
man nur noch, außer den Eltern im
Werthmühlenteich, die beiden Jungen
meist in den Aawiesen an der Leder
Straße beobachten. Seit kurzem fehlt
auch von diesen einer, so daß von den
sechs im Frühjahr vorigen Jahres aus-
gebrüteten Jungschwänen nur noch einer
übriggeblieben ist.

Wir hoffen nun, daß die Schwäne vom
Werthmühlenteich in diesem Jahr mehr
Glück haben werden, denn die alte
Schwänin sitzt jetzt schon wieder auf
mehreren Eiern. Vielleicht können wir
bald die stolze Schwanenmutter mit
ihrer munteren Schar über den Müh-
lenteich schwimmen sehen.

Hans-Jochen Kolitz UIIIa.

weiß noch nicht, was hierfür die Ur-
sachen sind, aber man vermutet, daß
starke Luftdruckveränderungen oder
Futtermangel die Massenwanderungen
veranlassen, bei denen Zehntausende
von Tieren in Baumhöhe oft zwei bis
vier Stunden lang vorbeiziehen. Die
Wanderung eines Einzeltieres ist nicht
selten. Wer im Sommer einmal genau
beobachtet, wird öfters einmal eine wan-
dernde Libelle feststellen können.

Wilfried Ernst, UIb

Vom Leben des Vierflecks

Bald wird wieder der Vierfleck, eine
Libelle aus der Gattung der Segel-
libellen, ihre Schleifen über den Wasser-
flächen unserer stehenden Gewässer
ziehen. Dieses graugelbe Tier hat zwei
sehr große Augen am äußerst beweg-
lichen Kopf. Auf den vier gläsernen
Flügeln hat der Vierfleck je einen
schwarzen Fleck, dem er seinen Namen
verdankt. Wenn die Libelle ruhig auf
einem Zweig sitzt, sieht man auch, wie
in der Brust das große Herz schlägt.

An der Art der Flügelbewegung kann
man die Libelle sofort von allen an-
deren Insekten unterscheiden. Der Vier-
fleck hat als einziges Insekt die Mög-
lichkeit, Vorder- und Hinterflügel ge-
trennt arbeiten zu lassen. Wenn der
Vierfleck über die Wasseroberfläche fliegt,
um Nahrung zu suchen, schlägt er die
Vorderflügel nach oben und zur glei-
chen Zeit die Hinterflügel nach unten
und umgekehrt. Dagegen bewegt er bei
der Jagd auf ein anderes Insekt beide
Flügelpaare zusammen, um eine mög-
lichst große Geschwindigkeit zu er-
reichen. Denn das nur fünf Zentimeter
lange Tier schafft bis zu 50 km/std.
Trotz dieser hohen Geschwindigkeit
reagiert es sehr schnell. Durch blitz-
schnelle Wendungen umgeht der Vier-
fleck plötzlich auftretende Hindernisse,
bleibt aber danach meistens einige Se-
kunden in der Luft stehen, um den
Schrecken zu überwinden. Dabei hört
man oft ein Knistern, das von der
gegenseitigen Berührung der Flügel
kommt. Um seine Nahrung, Fliegen,
Mücken, Wespen und Motten, zu er-
spähen, setzt der Vierfleck sich oft auf
die obersten Blätter eines Strauches am
Gewässer und bewegt seinen Kopf ruck-
artig nach allen Richtungen. Denn er
kann ihn seitlich bis zu 180 Grad, nach
hinten bis zu 70 Grad und nach hinten
bis zu 40 Grad drehen. Mit den großen
Netzaugen kann er bis zu acht Meter

Entfernung sehen. Wenn ein Insekt nah
genug herangekommen ist, stürzt der
Vierfleck wie ein Räuber los und packt
sein Opfer in der Luft mit den Vorder-
beinen. Meistens wird die Beute auf
dem Rückflug mit den scharfzahnigen
Ober- und Unterkiefern schon zer-
stückelt. Nie gelingt es einem Insekt,
diesem Räuber zu entkommen. Am
Abend fliegt der Vierfleck in die Kron-
en großer Bäume und hängt sich mit
den Vorderfüßen an einem Ast auf, um
zu schlafen.

Recht eigenartig ist die Paarung des
Vierflecks. Wenn ein Männchen sich ein
Weibchen erkämpft hat, überfliegt das
Männchen dieses und packt es mit
seinen Hinterleibszangen am Hals, und
beide fliegen gestreckt hintereinander,
in der sogenannten Paarungskette. Nach
einigen Sekunden läßt das Männchen
sich mit dem Kopf herunterfallen. Nun
packt das Weibchen mit seinen Hinter-
leibsanhängen das Männchen an der Brust
und bildet das sogenannte Paarungsrad.
Bei diesem Teil der Paarung achten sie
auf keine Gefahren und fallen dann
nicht selten ihren Feinden, dem Baum-
falken und dem Eisvogel, zum Opfer.
Nachdem beide Libellen eine Zeit im
Paarungsrad geflogen sind, lassen sie
sich los. Das Männchen beginnt gleich
wieder mit der Jagd nach Insekten,
während das Weibchen mit der Eiablage
anfängt. Dabei fliegt es dicht über das
Wasser und schlägt in gleichen Abstän-
den, fast alle zwei Sekunden, mit dem
Hinterleib auf das Wasser, wobei jedes-
mal 20 bis 40 Eier abgelegt werden. Die
Eier sind einen Millimeter groß und
gelblich. Aus ihnen entwickeln sich nach
zwei bis drei Wochen die Larven, aus
denen nach zwei Jahren das fertige Tier
entschlüpft, das nur eineinhalb Monate
als Imago lebt.

Bei den Libellen gibt es genau so wie
bei den Vögeln einen Wanderzug. Man

Haustier Biene

In meinem letzten Bericht über die Biene hatte ich von der im Frühjahr beginnenden Aufwärtsentwicklung im Bienenvolk geschrieben. Wie sieht nun eine solche Entwicklung aus?

Durch das größer werdende Blütenangebot, verbunden mit Blütenstaub und Honig für die Bienen, beginnt die Königin mit einer verstärkten Eiablage. Zum besseren Verständnis muß ich noch berichten, aus welchen Einzelwesen sich ein Bienenvolk zusammensetzt.

Bei der Betrachtung eines Bienenvolkes müssen wir die Gesamtheit seiner Einzelwesen als einen in sich geschlossenen Organismus ansehen, der nur dann lebensfähig ist, wenn eine Wohnung, Waben, eine Königin und eine gewisse Anzahl Einzelbienen vorhanden sind. Die Königin ist ein vollkommen entwickeltes weibliches Tier, dem nur die Fortpflanzung obliegt. Bei den Arbeitsbienen handelt es sich um verkümmerte Weibchen. Ein normal

ausgewintertes Volk hat etwa 8000 bis 10 000 Einzeltiere. Diese Zahl erhöht sich im Laufe der Aufwärtsentwicklung, die etwa Mitte Juli ihren Höhestand erreicht, auf 50 000 bis 60 000. Wenn man bedenkt, daß die Lebensdauer einer Arbeitsbiene im Frühjahr, Sommer und Herbst eine verhältnismäßig kurze ist, — sie beträgt je nach Witterung und Tracht 30 bis 40 Tage —, so kann man daraus ersehen, welche enorme Leistungen von der Königin, die im Bienenvolk nur als einzelnes Exemplar vorhanden ist, vollbracht werden müssen. In der Hauptzeit der Aufwärtsentwicklung legt eine solche Königin am Tag mehr als 2000 Eier. Zu einer so großen Leistung ist die Königin nur dadurch imstande, daß sie von den Arbeitsbienen fast ununterbrochen mit einem ganz hochwertigen Futter versorgt wird. Es handelt sich dabei um ein Düsensekret, den sogenannten Königinnenfuttersaft. Die männlichen Bienen, die Drohnen, sind im Bienenvolk nor-

malerweise nur vom Frühjahr bis zum Spätsommer vorhanden.

Wenn das Bienenvolk eine gewisse Größe erreicht hat, zeigt sich bei ihm der Geschlechtstrieb, der seinen Abschluß im Schwärmen, das ist die Teilung des Muttervolkes in zwei oder mehrere Völker, findet. Sobald dieser Geschlechtstrieb erwacht, beginnt das Volk Drohnenwaben zu bauen, die etwa die doppelte Größe der normalen Zellen, vom Imker Arbeiterbau genannt, haben. Die Drohnenzellen werden von der Königin bestiftet, das ist die Bezeichnung für das Eierlegen der Königin. Hier zeigt sich eine Eigentümlichkeit des Bienenvolkes. Arbeitsbienen und Königinnen entstehen aus befruchteten Eiern; Drohnen dagegen aus unbefruchteten. Sobald eine gewisse Anzahl Drohnen vorhanden ist und die Entwicklung weitere Fortschritte macht, werden Königinnenzellen gebaut, die im Gegensatz zu den anderen Zellen nur in ganz geringer Anzahl, zehn bis höchstens dreißig Stück, gebaut werden. Wenn in diesen Zellen schlüpfreife Königinnen vorhanden sind, beginnt die Teilung des Volkes. Sie fängt damit an, daß die alte Königin mit einem Teil der Bienen, etwa einem Drittel, die bisherige Wohnung verläßt und sich eine neue sucht. Dieser Vorgang kann sich noch einige Male wiederholen, nur mit dem Unterschied, daß jetzt junge Königinnen mit dem Schwarm ausziehen.

Damit ist die Vermehrung des Bienenvolkes zustande gekommen. Über das Schwärmen und die weitere Entwicklung des Bienenvolkes werde ich Euch das nächste Mal berichten.

Klaus Hollenberg UIIb.

Was man an *Hühnern* beobachten kann

Wenn man eine Hühnerschar auf einem Bauernhof umherlaufen sieht, so ist das zunächst etwas ganz Alltägliches. Man weiß, daß die Hennen und nicht der Hahn die Eier legen, daß Hühner mit Vorliebe Körner fressen, und mehr bekümmert einen so eine Hühnerschar auch nicht. Aber man könnte doch einmal feststellen, welche Kornarten die Hühner am liebsten fressen, und was sie außerdem noch gern zu sich nehmen. So haben wir einmal einen Versuch angestellt, um herauszubekommen, in welcher Reihenfolge Hühner die einzelnen Kornarten am liebsten fressen.

Wir mischten alle Kornarten und streuten sie einer Hühnerschar hin. Die Hühner stürzten sich zuerst auf die Maiskörner. Jetzt wußten wir also, daß sie am liebsten Mais fressen. Beim zweiten Mal streuten wir wieder alle Kornarten aus, nur den Mais ließen wir weg. Nun pickten die Hühner zuerst die Weizenkörner heraus. Und so stellten wir folgende Rangordnung der Körner fest: 1. Mais, 2. Weizen, 3. Hafer, 4. Gerste, 5. Roggen.

Außer Körnern jedoch fressen Hühner auch sehr gern Weichfutter, wie z. B. gekochte Kartoffeln und ähnliches.

Was könnte man noch beobachten? Zum Beispiel, wie verhalten sich Hühner, wenn ein Hund, eine fremde Katze oder sogar ein Greif in ihre Nähe kommt?

Versucht ein fremder Hund sich an den Hühnerstall heranzuschleichen, so wird man in den meisten Fällen sehen, daß die Hühner ihn schon von weitem bemerkt haben und dann allerdings schleunigst die Flucht ergreifen und in den Stall laufen, denn der Hund kann selten durch die kleine Hühnerluke in den Stall hineingelangen. So sind sie dort vor ihm sicher. Schlimmer ist es, wenn eine Katze den Hühnern auf der Spur ist. Sie ist bei weitem gerissener als ein Hund und versteht es meisterlich, sich an das Hühnervolk heranzu-

pirschen. Hühner können sich eigentlich nur durch ihr Flügelschlagen und ihr lautes Gegacker vor einer Katze wehren, denn eine Katze kann Hühner wohl überallhin folgen. Sehr unsicher sind Hühner auch, wenn ein Greif über ihnen kreist. Sie werden meistens erst durch den drohenden Schatten auf die Gefahr aufmerksam. Dann werden sie sehr ängstlich, stoßen Angstschreie aus und laufen, fast fliegend, der sicheren Hütte zu.

Wilhelm Vordermark OIIa.

EIN *B*UNTSPECHT-PÄRCHEN

An einem schönen, sonnigen Nachmittage fuhr ich mit meiner Freundin an den Waldrand. Plötzlich hörten wir ein eigenartiges Hämmern. Es klang hohl und sehr laut. Ich versuchte die Herkunft des Geräusches zu ergründen und schlich mich in die Richtung, woher das Klopfen gekommen war. Siehe da! An einem morschen Baum klammerte ein Buntspecht. Mit seinem harten Schnabel lockerte er die Rinde, schnellte seine Zunge hervor und fraß die daran kleben gebliebenen Insekten und Larven. Sein buntes Federkleid leuchtete in der Sonne. Spiralförmig kletterte er weiter nach oben, hackte ein paarmal kräftig in den Stamm, stieß kurze Schreie aus und horchte aufmerksam.

Nach einigen Sekunden flog ein zweiter Buntspecht geräuschvoll zu einem größeren Baum nebenbei. Zuerst war ich verwundert, doch dann wurde mir alles klar. Der erste Specht, wahrscheinlich ein Männchen, hatte durch Lockrufe sein Weibchen herbeigeholt. Nun flog auch der Mann auf den großen Baum. Eine Weile spielten die bei-

den noch Haschen. Dann verschwanden sie in der Waldeinsamkeit.

Ich hatte zwar schon Buntspechte auf Bildern gesehen, die schön aussahen. Doch in der Natur schienen sie mir noch viel farbenprächtiger.

Gieslind Mikosch IVb.

Die guten
Markenfüllhalter
mit Goldfeder bei

JOSEF ALTHAUS

Bücher,
Schreibwaren,
Bürobedarf

Ruf 2169

Ein Räuberleben im Tümpel

In fast jeden Tümpel leben die Larven des Gelbrandkäfers, die drei bis vier Zentimeter lang werden. Am Rumpfende haben sie zwei behaarte Fortsätze, die die Larve zum Luft holen benötigt. Von Zeit zu Zeit steigt das gelbbraune Tier an die Oberfläche des Wassers und berührt sie mit den Fortsätzen. Daraufhin wird durch Öffnungen am Hinterleib die Luft eingesogen, und die Larve läßt sich wieder auf eine Wasserpflanze herabsinken. Hier wartet sie ganz ruhig, indem die beiden sichelförmigen Kiefer fangbereit gehalten werden.

Wenn nun eine Kaulquappe langsam daherschwimmt, stürzt sich die Larve blitzschnell auf ihr Opfer und schlägt die kräftigen Kiefer in das Beutetier. Hat sie die Kiefer beim ersten Mal nicht weit genug in den Körper eingeschlagen, dann löst sie einen Kiefer und sticht mit ihm mehrere Male in das Beutetier, bis sie die richtige Stelle getroffen hat. Dann folgt der andere Kiefer und nach wenigen Sekunden beginnt die Nahrungsaufnahme. Die Gelbrandkäferlarve löst die Weichteile ihres Beutetieres mit Hilfe von erbrochenem Darmsaft auf und nimmt dann diese gelösten Stoffe als Nahrung auf. Zum Verzehren einer Kaulquappe von 1 cm Länge (ohne Schwanz) gebraucht sie nur etwa vier bis sechs Minuten. Etwa zwei bis drei Minuten lebt das erbeutete Tier noch und zappelt wild herum, bis es dann seine Kraft verliert. Von einer Kaulquappe bleibt nur eine graue, gallertartige Körperhülle übrig.

Die Larve des Gelbrandkäfers frißt hauptsächlich Kaulquappen, aber auch Egel, Asseln und Stichlinge gehören zu ihren Opfern. Wenn sie einen Stichling erbeutet hat, saugt sie etwa eine halbe Minute lang Blut aus dem Körper. Dann läßt sie den Fisch wieder los, der wie gebannt um die Larve herumschwimmt, bis sie ihm nach wenigen Minuten erneut in den Hinterleib stößt und ihm das restliche Blut aussaugt. Eine Gelbrandkäferlarve verzehrt pro Tag etwa sechs Kaulquappen, einen Stichling und zwei kleine Egel. Wenn nicht genug Beute vorhanden ist, überfällt die Gelbrandkäferlarve ihre eigenen Artgenossen, die dann wie alle Opfer trotz

der Kiefer wehrlos sind. Das kommt daher, weil die Larve jede Beute von hinten anpackt. Diese Grausamkeit des „Kannibalismus“ scheint gar nicht selten zu sein, denn ich fand in einem kleinen Tümpel fünf ausgesaugte Gelbrandkäferlarven.

Um sich von der Larve zu befreien, hat das überfallene Tier nur zwei Möglichkeiten. Es beginnt, wenn es groß und stark genug ist, entweder so schnell zu schwimmen, wie es eben geht. Diese schnellen Bewegungen von großen Kaulquappen oder von Stichlingen können die Gelbrandkäferlarven nicht vertragen und lassen das Opfer los. Die zweite Möglichkeit habe ich nur bei Kaulquappen beobachtet. Wenn eine Larve eine Kaulquappe ergriffen hat, schwimmen die anderen ganz nah an dem Räuber vorbei, stoßen ihn an und halten sich über den behaarten Fortsätzen am Rumpfende auf. Wenn er nun Luft holen will, kann er nicht an die Wasseroberfläche kommen und muß die Beute loslassen. Aber das geschieht selten. Meistens dreht sich die Gelbrandlarve blitzschnell um, so daß die Kaulquappen erschrecken und auseinander schwimmen. Da die Larve des Gelbrands nur sich bewegende Tiere

Ferien

und eine Kamera von

FOTO PELKEN

gehören zusammen!

Große Auswahl
in Fotoapparaten und
jeglichem Zubehör

Sonnenbrillen, Badehauben,
Badeschuhe, Sonnenöl
und Creme, Reise-, Kultur- und
Strumpftaschen, Parfüms,
Seifen usw.

ergreift, schwimmen die Kaulquappen ganz nah heran und lassen sich dann bewegungslos auf den Boden sinken. Auch damit können sie dann ihr Leben retten.

Wilfried Ernst OIa.



„Klick“

Es war in den Osterferien an einem schönen Apriltag. Die Sonne schien warm und die Vögel sangen lustig, als ich mal wieder auf Pirsch ging, um Rehe zu beobachten. Den Fotoapparat meines Bruders hatte ich bei mir. Ich verstand zwar nicht viel von Fotografieren, aber so ungefähr konnte ich den „Knipskasten schon einstellen. Bald erreichte ich die Stelle, an der ich Rehe vermutete. Aber nichts war zu sehen. Enttäuscht ging ich weiter. Ich machte vor der Tränke der Rehe halt — aber nichts. Ich überstieg Weidezäune, stapfte

durch sumpfige Wiesen, streifte durch die Wälder — aber nichts.

Da! War da nicht eben ein Reh zu sehen? Ja, hinter einem Gebüsch stand es. Aber das war noch etwa zweihundert Meter entfernt. Langsam pirschte ich durch Wiesen und Büsche, um in die richtige Windlage zu kommen. Da, plötzlich stoben aus einem Gebüsch, keine zehn Schritte vor mir, drei Rehe auf. Mit großen Sprüngen schnellten sie über Sträucher und Weidezäune, setzten über den kleinen Bach und beruhigten sich erst auf einem kleinen Acker, der schräg an einem Hügel lag. Auf dem Hügel war Wald. So schnell ich nur konnte lief ich dorthin, machte den Fotoapparat auf, stellte die Entfernung auf unendlich, die Blende auf 6,3 und die Belichtung auf einfünfundzwanzigstel Sekunde. So pirschte ich nun auf den Acker zu. Aber ich hatte noch keine zwei Schritte getan, da kamen die Rehe, von irgend etwas aufgeschreckt, den Hügel heraufgesprungen. Kurz vor mir blieben sie stehen, so daß eins von ihnen genau zwischen zwei Bäumen stand. Langsam nahm ich den Fotoapparat hoch, und schon sagte es „klick“. Ich hatte abgedrückt. Das aber hatten die Rehe gehört. Mit mächtigen Sätzen jagten sie davon. Bald konnte ich sie nicht mehr erkennen. Noch am Abend entwickelte mein Bruder den Film. Ich war überrascht, wie gut mein erstes Naturfoto geworden war.

Werner Schnitger Va.

Ferienstück durch Reisesparen

Dazu noch 5% Vergütung der Reisekosten

Es berät Sie gerne

Kreissparkasse Ibbenbüren

Mit 8 Haupt- und 9 Nebenzweigstellen in fast allen

Orten des Kreises.